

Der Schallplattentip : der Mey ist gekommen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

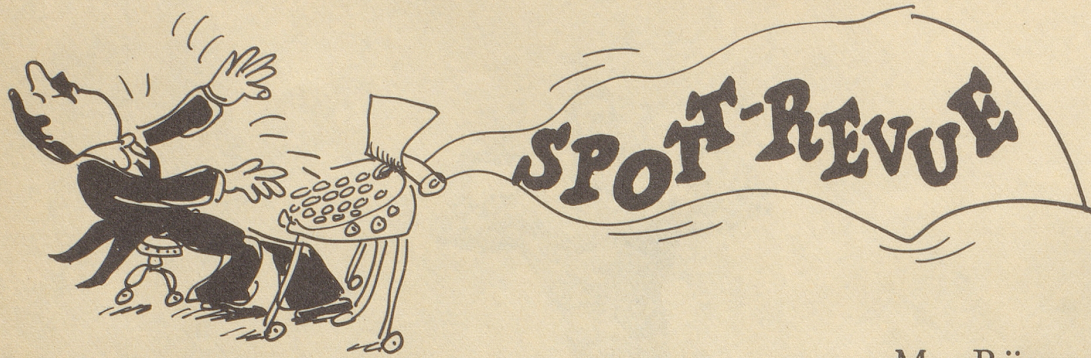
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



von Max Rüeger

Schmerzliches Eingeständnis eines unbegabten Fasnächtlers

Die närrischen Tage sind verrauscht, die Kostüme demontiert, die Kater ausgeschlafen. Entfesselte Bööggen wurden wieder Menschen, das ist, gerade für entfesselte Bööggen, offenbar selbstverständlich, denn ihnen scheint die Gabe eigen zu sein, sich immer dann auszutoben, sobald der Kalender koboldiges Spiel fixiert.

Allein mich wurmt die vergangene Fasnacht noch weiter, sie bewies einmal mehr mein Unvermögen, in irrer Gewandung an einer Fröhlichkeit teilzuhaben, der ich seit Jahren gerne erliegen möchte, die mir jedoch so fremd bleibt wie ein Azteken-Dialekt aus dem mexikanischen Hochland.

Darüber kann ich mich richtig von Herzen ärgern.

Diverseste meiner Freunde, Kolleginnen und Kollegen demonstrieren mir alljährlich in der zweiten Hälfte Februar die temporäre Aussparung des Ichs aus der Alltagsroutine.

Kameraden, die elf Monate und zwanzig Tage in sich ruhen, die gefestigt und überlegen ihrer Arbeit nachgehen, vereinigen sich zu einem Zirkel, der sich in Gesprächsrunden absondert, der Schranken aufrichtet, die gewöhnliche Sterbliche nicht mehr bezwingen können. Plötzlich sind vier Leute, die vordem unter uns waren, nur noch unter sich, sie stecken die Köpfe zusammen, Gekicher und Gelächter schallt durch den Raum, man ist ausgestoßen, verfermt.

Wenn Fasnächtler konspirieren, werden Menschen zu Narren.

Die Wandlung, vorerst nur andeutungsweise erkennbar, wird mit dem Näherrücken der einschlägigen Daten geradezu faszinierend.

In permanenter Erregung durchmessen sie die Tage, kultisch gepflegte Abendschoppen fallen aus,

diese Stunden müssen genutzt werden, um Kostüme zu basteln.

Und in solchen Phasen der Einsamkeit reift auch in mir immer wieder der Wunsch, als heiteres Phantasie-Gebilde mitzutun am ausgelassenen Treiben, man ist doch sternenfuefi kein Griesgram, das wäre ja gelacht, wieso soll man nicht können, was der Gusti und der Urs beherrschen und überhaupt: man hat ja schließlich Mutterwitz. Ich überwand mich also, stand um Karten an sowie auf dem Standpunkt, daß ich als rundlicher Tiroler mit Krachledernen, Wadenstulpen und Filzhütchen närrischen Kontakt wohl finden würde.

Während andere ihr Haupt in Silberbronze tauchten, begnügte ich mich mit der Bemalung der Nase und der Backenpartien durch rote Farbe.

Ein randloser Kneifer blieb im Fundus, solche Requisiten wirken erfahrungsgemäß störend, sobald man sich böögigisch nähert. Der Abend war eine Katastrophe. Zuerst riß mich ein Gartenzwerg aufs Tanzparkett – unglückseligerweise intonierte die Kapelle «La Bostella», nach dem zweiten Niederkauern ging mir die Luft aus und der Gartenzwerg ergriff die

Flucht, nicht ohne vorher noch hämisch darauf hingewiesen zu haben, ich sollte mir doch einmal Prospekte von Ueberlingen beschaffen.

Zutiefst gekränkt wankte ich an irgendeine Theke, da war noch ein Plätzchen frei zwischen einer Jaßkarte und einem Marsmenschen. Ich spendierte eine Runde.

Der Marsmensch sang «Im Krater blühh wieder die Bäume», die Jaßkarte schimpfte mich «Schellen-Ursli», die Barmaid kassierte und flüsterte mir vertraulich zu, Ballbesucher in Zivil hätten es immer schwer.

In der Ecke schäkerte ein Papagei mit einem Leopardeweib und blamierte damit den gesammelten Brehm, ein nicht ganz unbekannter Industrieller schmiß orgiastisch Papierschlängen ins Orchester, ich hing vereinsamt an der Theke, blinzelte einer Sejungfrau zu, die aber bereits eine Wurzelplastik umgarnete, niemand wollte mich Tiroler erfreuen und leise schlich ich mich aus dem bunten Getümmel hinaus in die Stille der Nacht.

Einen Tag später traf ich wieder jene Kameraden, die elf Monate und zwanzig Tage in sich ruhen, die gefestigt und überlegen ihrer Arbeit nachgehen.

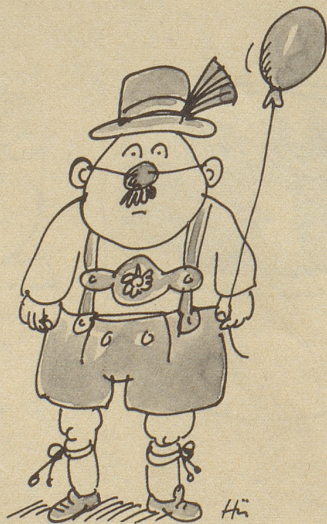
Sie vereinigten sich zu einem Zirkel, der sich in Gesprächsrunden absondert, der Schranken aufrichtet, die gewöhnliche Sterbliche nicht mehr bezwingen können.

Sie steckten die Köpfe zusammen, Gekicher und Gelächter schallte durch den Raum – und man war ausgestoßen, verfermt.

Sie erzählten vom Guggenmusik-Finale, vom Frühstück im Bahnhofbuffet, vom Schloßgespenst, das morgens um sieben durch die Bahnhofstraße gaukelte.

Nach einer Woche sind die Freunde, Kolleginnen und Kollegen, die unter sich waren, wieder unter uns. Aber eine zarte Spur von Mitleid bleibt. Genau so wie die Erkenntnis, daß man niemals Fasnächtler werden kann, wenn man nicht Fasnächtler ist.

Dafür bin ich am Ostermontag komisch.



Der Schallplattentip:

Der Mey ist gekommen

Ihm ist das erstaunliche Kunststück gelungen, mit einer goldenen Schallplatte ausgezeichnet zu werden. Das geschah am 12. Dezember 1970 in Berlin, von der Veranstaltung existiert eine Live-Aufnahme, vier Longplay-Seiten in einem Album, und das muß man sich einfach kaufen.

Reinhard Mey.

28 Jahre jung, als Berliner verheiratet mit einer Pariserin, er hat Fans in Deutschland wie in Frankreich, er singt in beiden Sprachen, und das ist, wie so vieles an ihm, ungewöhnlich.

Das Chanson, das lyrische Chanson im speziellen, es hatte im deutschsprachigen Raum seinen festen Platz. Es wurde vorgetragen von Bänkelsängern in rauchigen Kneipen, Dichter schrieben für Diseusen auf Kleinkunsthöfen, im Chanson formulierte sich Zeitkritik, artikulierten sich aber auch Menschlichkeit, Alltag, all jene Dinge, denen man begegnet, an denen man vorbeigeht.

Die heutigen Bänkelsänger sind aggressiv geworden, politisch engagiert, vordergründiger engagiert als früher, damals wählte man noch das Bild, den Vergleich, um sich mitzuteilen, jetzt ist man direkt.

Und da kommt eben Reinhard Mey.

Ein zeitgemäßer Poet, der Zeitloses besingt, ohne der Zeit zu entfliehen.

Er ist durchaus bereit zu handfestem Klamauk. Er singt die Parodie auf einen deutschen Western – «Die Ballade vom Pfeifer» – er bedient sich darin, ganz bewußt, der Parodie. Er amüsiert ein grinsendes Publikum mit der «Diplomatenjagd» und entlarvt darin leichtgewichtig den verknöcherten Standesdünkel, der solchen Veranstaltungen eigen ist.

Aber in einsame Höhen schwingt sich Reinhard Mey dort, wo er ans Herz greift, besser: wo er zupackt mit leisen Worten, wo er sich zurückzieht in Belanglosigkeiten, wo er ohne bombastisch präsentiertes Anliegen schildert, was ihm widerfuhr, wo er selbst Schlußfolgerungen meidet, sie dem Zuhörer überläßt.

Wenn er sich seiner alten Freunde erinnert, die ihm am Anfang geholfen haben, als er noch von Lokal zu Lokal zog und nicht im Sportwagen von Vorstellung zu Vorstellung – das ist so fern jeglicher Memoiren-Sentimentalität, von jener falschen Dankbarkeit, die derartige Lieder oftmals so unerträglich machen.

*Komm gieß mein Glas noch einmal ein
mit jenem billigen roten Wein
in dem ist jene Zeit noch wach,
heut trinke ich meinen Freunden nach.
Bei diesem Glas denk ich zurück
an euch, mit denen ich ein Stück
auf meinem Weg gegangen bin.*

Oder dann das großartige Chanson vom Hauptbahnhof Hamm, wo er jeden einzelnen der Tristheit des Alltags entfliehen läßt, sich aufschwingen läßt zu Träumen, für die in einer Bahnstation kein Platz ist.

*Am Abend, wenn der Wartesaal
im Hauptbahnhof zur Piazza wird,
wenn sich der Süden jedesmal
bis in den Norden verirrt –*

und später:

*hält das Signal sich für ein Minarett
der Zeitungsmann sich für den Muezzin
der Bahnhofsvorsteher für Mohammed
und heißt die Züge gen Mekka ziehn ...*

Bis sich die Illusionen zerschlagen

– und jeder wieder wird, was er ist.

*Dann fährt der Zug nach Essen weiter
um Null Uhr sechsunddreißig haarge-
nau
Archimedes wird wieder Gleisarbeiter
und Carmencita – Reinemachefrau ...*

Bruchstücke sind das, die nur an-tönen können, was einem entgegen-tönt, so man diese Platte hört.

Reinhard Mey – ein Troubadour in Lederjacke. Er wird nicht ver-dächtig, weil er Erfolg hat. Ihm muß nicht bange werden, wenn er die Theater mit einem Publikum füllt, das auf verbale Agitation verzichtet. Denn auch er verzich-tet auf verbale Agitation, er hat andere Mittel einzusetzen als die plakative Standortbestimmung, von Gitarrenakkorden unterlegt.

Das deutsche Chanson lebt. Wer's nicht glauben will, notiere die Plat-tennummer: «Reinhard Mey live – Intercord Stereo 746 08 – Z/1–2 (H 746/0).»

Berichtigung zu «Rettet die Retter»

Wichtige Nuancen

Sie erinnern sich vielleicht: ich schrieb vor einem Monat über die recht unschönen Vorfälle in der «Caritas». Und – neben anderem – tat ich meinen Unwillen kund über die Tatsache, daß sieben Herren in einem Dokument die Öffentlichkeit orientiert hätten, daß man dadurch Einblick bekam in häßliche Praktiken des mittlerweile zurückgetretenen Direktors, und ich war der Meinung, diese Publikation wäre wohl, im Interesse aller Hilfsorganisationen unseres Landes, besser unter-blieben.

Kurz: ich plädierte für Reinemachen hinter verschlossenen Tü-ren, um die Türen für Spenden weiterhin offenzuhalten.

An diesem Standpunkt hat sich nichts geändert.

Nur: ich wurde von einem zuständigen der betroffenen sieben Herren sehr freundlich auf einen Irrtum aufmerksam gemacht, der den meisten anderen Kommentatoren der «Caritas»-Affäre auch unterlaufen ist. Nicht das fragliche Dokument trug den Fall in die Öffentlichkeit, sondern ein Presse-Interview von Direktor Kuhn.

Die sieben Herren wollten eine interne Untersuchung abge-schlossen wissen, um erst dann eventuell publizistisch tätig zu werden. Sie hatten sich seit langem bemüht um sachliche Ab-klärung gewisser Mißstände – sie blieben jedoch erfolglos.

Fazit: die sieben Herren trifft keine Schuld am falschen Weg, den man zweifelsfrei ging.

Diese Erkenntnis ändert zwar – weiterhin zu meinem Bedau-ern – nichts am ungunstigen Effekt, aber sie verschiebt doch die Akzente ganz deutlich in eine andere Richtung.

Wo's mir gut geht...

In Spanien darf man auf die Regierung schimpfen. In Spanien wird man im Taxi weder ausgeraubt noch ver-gewaltigt. In Spanien hat ein Arbeiter einen Eisschrank, einen TV-Apparat und manchmal einen kleinen Wagen. In Spanien lebt man fröhlich und frei.

In Spanien kontrollieren 87 Familien fast 80 % des ge-samten Aktienkapitals und halten 3729 Aufsichtsrats-posten besetzt. In Spanien besitzen weniger als 1 % der Bevölkerung 53 % des bebaubaren Bodens.

In der Provinz Granada gibt es rund 40000 Landeigen-tümer, mit weniger als einem halben Hektar, – über 100 Personen besitzen das Tausendfache, 11 Personen das Zehntausendfache ...

In Spanien sitzen Tausende von politischen Häftlingen in Gefängnissen oder werden heute oder morgen auf der Straße, in der Wohnung verhaftet.

In Spanien gehören sämtliche Schulen der Kirche.

Die sogenannten Gewerkschaften sind dem Staat unter-stellt und haben keinerlei Kompetenzen.

Fazit von in Spanien lebenden Ausländern, die mit den dortigen Verhältnissen natürlich bestens vertraut sind: In Spanien kann man sehr gut leben. Immer fröhlich nach dem Motto: Wo's mir gut geht, ist alles gut! Wer's nicht glaubt, wird gefoltert. Und wer bei uns nicht ak-zeptieren will, daß schön lebt, wer auf Kosten anderer lebt, ist ein unwissender Schreiberling, ein destruktiver Kritiker. Es ist in den Augen dieser netten Spanienauf-enthalter deshalb unerhört und als besondere Bosheit zu bewerten, daß sich das Ausland immer wieder ausge-rechnet dort einmischt, wo doch schließlich seit über 30 Jahren Ruhe und Ordnung herrscht. Und wenn die spanische Polizei Priester, Frauen, Studenten und Ar-beiter foltert, so ist das natürlich für Francos Geschäfts-freunde auch ganz verständlich. Anders kann man doch mit diesen seltsamen Leuten nicht umgehen, die noch nicht begriffen haben, wie schön Spaniens Freiheit in Wirklichkeit ist.

Das sind sowieso nur (wörtlich in einem Leserbrief, Nebelspalter Nr. 8) «minderwertige, fanatische, mehr oder weniger geisteskranke Leute». Hier schimmert Hitlers Vokabular durch, und nach den Methoden des lieben alten Franco-Freundes wird ja auch in Spanien weiter-hin die frei-fröhlich-faschistische Diktatur geprobt. Et-was noch habe ich im Freiheitskatalog vergessen: die Re-ligionsfreiheit. Die Kollegin einer spanischen Freundin von mir machte auch Gebrauch davon und konvertierte zum Protestantismus. Niemand verwehrte ihr das. Groß-artig, nicht? Nur konnte sie dann plötzlich nicht mehr weiterstudieren. Aber es steht ihr selbstverständlich frei, weiterhin Protestantin zu sein.

In Spanien läßt sich leben. Und wie ...

Silvia Schmassmann